Zeitschrift: Sprachspiegel : Zweimonatsschrift
Herausgeber: Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache
Band: 52 (1996)
Heft: 5

Artikel: Von der Sprachkrise zur Sprachsubversion
Autor: Andreotti, Mario
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-421721

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

steht. Hans Wanner aber blieb dem Sprachverein auch nach seinem Rücktritt aus dem Vorstand eng verbunden; er hat dessen Arbeit weiter bis in seine letzten Jahre aufmerksam verfolgt und mitgetragen.

Er war, wie er selbst gern betonte, ein «trockener Ostschweizer»; aber einer mit viel Güte und mit – eben auch trockenem – Humor. Was er in Angriff nahm, dafür hat er sich mit ganzer Kraft eingesetzt, mit nüchternem Blick für die Tatsachen und die Möglichkeiten. Er hat, wie andere seiner Generation, 1939–45 viele Aktivdiensttage geleistet. Er hat als Redaktor am «Idiotikon» noch jene bösen Jahre miterlebt, wo es auf des Messers Schneide stand, ob das grosse Werk nicht aus finanziellen Gründen unvollendet stecken bliebe, und wo die Löhne der Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen nicht nur am untersten Rand des Verantwortbaren, sondern noch darunter lagen. Als er 1952 die Chefredaktion übernahm, war wohl die Hauptkrise überstanden, aber gesichert war der Fortgang des grossen Werkes keineswegs. Für die Finanzierung war immer wieder viel Einsatz zu leisten, nicht nur vom Vorstand des «Vereins für das Schweizerdeutsche Wörterbuch» und dessen Quästor, sondern auch vom Chefredaktor, der daneben – nein: in erster Linie für den Fortgang und die Qualität der wissenschaftlichen Arbeit zu sorgen hatte und selber ein volles Pensum an Wortartikeln bewältigte. Gegen zweitausend Wörterbuchspalten sind mit *H.W.* gezeichnet. Eine aufopfernde Arbeit abseits vom Rampenlicht! «Das Arbeitsethos wurde durch den Chef vorgelebt, nicht vorgeschrieben», hat sein Nachfolger in der Leitung der Redaktion treffend gesagt. Hans Wanner hat in aller Stille viel geleistet und allen, die mit ihm zusammenarbeiten durften, viel gegeben. Das war für ihn selbstverständlich; er machte keine grossen Worte. Wir bleiben ihm dankbar dafür.

Von der Sprachkrise zur Sprachsubversion

Zum Bild der Sprache in der modernen Literatur

Von Mario Andreotti

Von der Sprache, vom Wandel ihres Erscheinungsbildes in der modernen deutschen Dichtung, soll hier die Rede sein. Sprache – da ergibt sich gleich ein merkwürdiger widersprüchlicher Befund: Sprache – das bedeutet zunächst das wohl mächtigste Instrument, das dem Menschen überhaupt gegeben ist. Erst mit ihrer Hilfe vermag sich der Mensch wirklich zu verständigen, vermag er Sachverhalte festzustellen, aber auch zu lügen, vermag er letztlich Macht auszuüben und sie zu missbrauchen. Ohne das Machtmittel der Sprache

wären ein Josef Stalin, ein Adolf Hitler gar nie möglich geworden, wäre die ganze Weltgeschichte völlig anders verlaufen. Und noch heute, im Zeitalter der Computer, aber auch der Bilderflut, wie die Kulturkritiker immer wieder vermerken, hat die Sprache nichts von ihrem überragenden Rang eingebüsst: Die Produktion neuer Wörter, etwa in Wissenschaft und Technik, hat sich in den letzten hundert Jahren vertausendfacht. Eine Springflut von Drucksachen aus Schreibautomaten, Fotokopiergeräten und Computern bricht tagtäglich über uns herein. Dazu kommen die Wortkaskaden, die Tag und Nacht aus allen Hörfunk- und Fernsehkanälen auf uns niederschäumen.

Dieser Quasi-Allgegenwart und Allmacht der Sprache steht nun aber etwas Entscheidendes entgegen: die Tatsache nämlich, dass wir heute in weiten Kreisen, um mich metaphorisch auszudrücken, von einer zunehmenden Sprachlosigkeit reden können. Und dies gleich in zweifacher Hinsicht: Zum einen stellen wir, insbesondere in den Medien, fest, dass immer weniger immer mehr reden, während die Masse der übrigen in ihrer Anonymität zum blossen Zuhören «verdammt» ist. Und zum anderen hat, wenn man den Kritikern glauben darf, die Beherschung der sprachlichen Normen in den letzten Jahrzehnten so sehr abgenommen, dass man in den USA und hier in Europa geradezu von einem Analphabetismus spricht. Dieser neue Analphabetismus mag verschiedene Gründe haben; sicher ist, dass er unter anderem auch mit einer veränderten Sprachauffassung, etwa mit der seit den späten sechziger Jahren selbst von den Sprachwissenschaftlern propagierten Ablehnung jeder Art von Sprachpflege, zusammenhängt: eine Thematik, mit der sich bekanntlich gerade unser «Schweizerischer Verein für die deutsche Sprache» immer wieder beschäftigt hat.

Eine zunehmende Sprachflut, aber ebensosehr zunehmende Sprachlosigkeit in weiten Kreisen – vor diesem Hintergrund ist nun der Wandel der Sprachauffassung im 20. Jh., wie er sich vor allem in der Dichtung manifestiert, zu sehen. «Sprachauffassung» – der Begriff provoziert zunächst die Frage, was denn «Sprache» überhaupt sei.

Sprache, was ist das eigentlich?

Nun kann es nicht Aufgabe dieses Beitrages sein, verschiedene Definitionen von «Sprache», etwa die handlungs- oder die kommunikationstheoretische Position, zu diskutieren. Wir müssen uns hier auf einen einzigen Definitionsversuch beschränken, auf einen Versuch freilich, der sich im Hinblick auf die Beschreibung des Sprachwandels als äusserst fruchtbar erweist. Es handelt sich um den Versuch, die Sprache von einer zeichentheoretischen, also einer semiotischen Position aus als ein verbales Zeichensystem, neben verschiedenen anderen, nonverbalen Zeichensystemen, zu definieren. Dabei zeichnet sich dieses Zeichensystem der Sprache durch ein Merkmal aus, das zwar nicht nur ihm, ihm aber in besonderem Masse zukommt: durch die Willkürlichkeit, die Arbitrarität der Zeichen, um einen Begriff des Genfer Linguisten Ferdinand de Saussure zu verwenden. Die Bedeutung der einzelnen sprachlichen Zeichen

ist dadurch nicht etwa gleichsam Naturgegebenes, sondern erst durch Konvention einer bestimmten Sprachgemeinschaft festgelegt worden. So hat beispielsweise das germanisch-deutsche Wort «Hund» von seiner Lautgestalt, seinem «Aussehen» her nichts mit dem gemeinten Haustier zu tun; das Tier liesse sich ebensogut «Maudi» oder «Hadubrand» nennen.
Diese vermeintlich simple Tatsache, dass es sich bei der Sprache um ein System konventionell festgelegter, verabredeter Zeichen handelt, birgt zwei zentrale Konsequenzen in sich. Zum einen bedarf es eines bestimmten, gemeinsamen Zeichenvorrates, d.h. eines Kodes, damit die einzelnen Sprachteilnehmer überhaupt miteinander kommunizieren können, und zum anderen gehört es gewissermassen zum Wesen der Sprache, dass sie diesen Kode immer wieder durchbricht. Das zeigt sich schon in der Alltagssprache, etwa in der überaus häufig vorkommenden metaphorischen Rede. Das zeigt sich aber vor allem in der Dichtung, deren Reiz als Kunst ja vielfach gerade in einer gewissen Abweichung vom Kode besteht. In der deutschen Literatur stellen solche Abweichungen spätestens seit dem Sturm und Drang einen durchaus positiven Wert dar.
Nun lässt sich gerade jene Literatur, die wir seit Alfred Döblin und Franz Kafka «modern» nennen, als Abweichung von einem ganz bestimmten Kode auffassen. Dieser Kode besteht dabei in einer bestimmten Auffassung vom Menschen, von der «Wirklichkeit» und nicht zuletzt von der Sprache. Um das letztere, um die Sprachauffasung, die gleichsam als Kode der «älteren», ja der ganzen traditionellen Literatur zugrunde liegt, geht es hier zunächst.

Sprache als geglaubte Wirklichkeitsabbildung

Wer etwa Gedichte aus dem Expressionismus oder gar dem Dadaismus liest, erschrickt über die z.T. abstrus wirkende, scheinbar zur sinnlosen Lautfolge zerbrochene Sprache. Da ist beispielsweise in einem Gedicht von Kurt Schwitters vom «Wohlgeschmack der Frau im Pulver Heiligtum» die Rede, von etwas auf den ersten Blick vollkommen Unverständlichem also. Unverständlich deshalb, weil wir unserer Lektüre einen anderen, nämlich konventionellen Sprachbegriff zugrunde legen – einen Sprachbegriff letztlich, der die gesamte abendländische Sprach- und Literaturtradition seit Homer bestimmt. Dieser konventionelle Sprachbegriff zeichnet sich, vereinfacht gesagt, durch ein dreifaches Moment aus.
Ein erstes: Zwischen der Sprache und den durch sie benannten «Dingen» besteht eine direkte Beziehung, d.h., die Sprache ist im weitesten Sinne ein Abbild der «Wirklichkeit». Die Basis dieses Glaubens an den grundsätzlichen Abbildcharakter der Sprache bildet die uralte, bis auf Aristoteles zurückgehende Idee der adaequatio intellectus et rei, der Einheit von Denken und Sein. Danach ist der Mensch dazu befähigt, mit Hilfe des Denkens und damit auch der Sprache die «Wirklichkeit» vollkommen zu bestimmen. Berühmte Beispiele für diesen erkenntnis- und sprachtheoretischen Optimismus sind etwa die fünf klassischen Gottesbeweise des Thomas von Aquin, deren Gültigkeit frei-

lich schon Kant wiederlegt hat, sind aber auch jene naiven Vorstellungen von der vollständigen Durchschaubarkeit unserer Welt, mit denen die positivistisch orientierten Naturwissenschaften des letzten Jahrhunderts ihr «Geschäft» betrieben haben.
Innerhalb der Dichtung hat sich der Glaube an den Abbildcharakter der Sprache im aristotelischen Prinzip der Mimesis, d.h. der Darstellung einer geschlossenen Fiktionswelt durch die Kunst, niedergeschlagen. Von diesem mimetischen Kunstprinzip aus erklärt sich beispielsweise der für die traditionelle Epik typische «naive» Erzählerton, der die «Dinge» stets direkt anspricht und den die Moderne dann seit Alfred Döblins frühen Romanen bewusst preisgibt.
Ein zweites: Zwischen den sprachlichen Zeichen und ihren Bedeutungen gibt es eine relativ feste Beziehung, d.h., die einzelnen Wörter haben relativ feste Bedeutungen. Die Sprache erscheint damit als ein sicherer Besitz, über den die Sprachteilnehmer mehr oder weniger autonom verfügen. Diese Sprachauffassung erklärt zu einem guten Teil, warum etwa der traditionelle Epiker, indem er ganz im Sinne des alten Horaz'schen «prodesse aut delectare» vor allem «Geschichten erzählen» will, ein völlig unproblematisches Verhältnis zu «seiner» Sprache hat. Sie erklärt aber auch, warum sich die konventionelle Sprache ganz allgemein so schnell verfestigt – man denke nur an die zahllosen Sprachklischees – und damit zu ideologischen Zwecken missbrauchen lässt.
Ein drittes: Die Sprache ist vorwiegend symbolisch konzipiert, d.h., ihre Zeichen weisen über sich hinaus in einen «höheren» Sinnbereich. So verweist etwa der Begriff «Schweizer Fahne» über seine Primärbedeutung «staatliches Hoheitszeichen» auf sekundäre Bedeutungen wie «Vaterlandsliebe» oder «Heimattreue», besitzt demnach einen zusätzlichen, «höheren» Sinn. Eine solche symbolische Dimension, nämlich der vertikale Bezug zwischen einer Bild- und einer Sinnebene, kommt grundsätzlich allen sprachlichen Zeichen zu. In traditionellen literarischen Texten erscheint sie als dominierendes Strukturmerkmal, indem hier die Sprache ganz bewusst auf eine «höhere» Bedeutung hin durchsichtig wird. Der französische Strukturalist Roland Barthes definiert traditionelle literarische Texte deshalb als eine genuin symbolische Literatur, und zwar insofern, als sie nach dem «uralten» Schema Bild-Sinn stets ein einmalig Geschichtliches mit einem angeblich Zeitlosen, Ewigen, beispielsweise den Helden mit der Idee des Sittlichen schlechthin, verbinden und so die Existenz höchster, ewiger Werte fingieren. Von da aus vermag Barthes auch zu erklären, warum dem traditionellen Symbol ein geradezu mythisches Prestige zukommt, warum sich in der Folge die symbolische Schreibweise in den meisten literarischen Texten bis heute hartnäckig hält, obwohl sie dem Denken unserer Epoche kaum mehr gerecht wird.

Die Sprachkrise als ein epochaler Vorgang

Sprache als Wirklichkeitsabbildung, als Träger fester Bedeutungen und als ein symbolisches System: Das sind die Axiome jener «älteren» Sprachauffassung, die unsere gesamte abendländische Literaturtradition bestimmt hat und noch

immer bestimmt. Nun will das freilich nicht heissen, dass diese Sprachauffassung im Verlaufe der deutschen Dichtungsgeschichte nicht schon vor dem Beginn der «Moderne» immer wieder durchbrochen worden wäre. Dennoch bleiben solche «Durchbrüche», wie etwa die «Aufweichung» des mimetischen Kunstprinzips, letztlich episodisch.

Seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts aber setzt bei einigen Philosophen und Schriftstellern eine Kritik an der überkommenen Sprachauffassung ein, die sich mit den Begriffen «Sprachskepsis» und «Sprachsubversion» in verbindung bringen lässt. «Sprachskepsis» meint dabei die wachsende Einsicht, dass Wort und Wirklichkeit einander nicht mehr decken, dass es eine Identität von Sprache und Sein nicht gibt. Sie hängt ursächlich mit der Erfahrung vom Zerfall des Universellen in der nachromantischen Epoche zusammen. Basis dieser Erfahrung ist die Expansion der Naturwissenschaften. Mit ihr schwindet die Vorstellung einer wechselseitigen Durchdringung der Sphären, wie sie etwa für die Romantiker und teilweise auch für die poetischen Realisten noch selbstverständlich war. Erscheinung und Idee beginnen sich zu trennen, und zwar insofern, als die Naturwissenschaften die Idee aus der Natur gleichsam verbannen.

Der erste Vertreter eines radikalen sprachskeptischen Standpunktes ist Friedrich Nietzsche. Für ihn sind die Wörter nur noch «Scheinbrücken zwischen Ewig-Geschiedenem», ist es ein Irrtum zu glauben, der Mensch besitze «in der Sprache die Erkenntnis der Welt». Mit Nietzsche beginnt recht eigentlich die moderne Sprachkritik, d.h. die Kritik an der uralten Vorstellung, mit Hilfe der Sprache lasse sich die «Wirklichkeit» benennen, gleichsam einfangen. Zwar versuchen die Naturalisten, auf der Grundlage der mechanistischen Naturwissenschaften, in einer übersteigerten Mimesisgläubigkeit die «Wirklichkeit» oder das, was *sie* darunter verstehen, ein letztes Mal sprachlich vollkommen abzubilden. Die Einsicht, dass dies niemals gelingen kann, bewirkt kurz nach 1900 jenen epochalen Umschlag, den Hugo von Hofmannsthal in seinem berühmten Chandosbrief als Sprachkrise diagnostiziert. Hofmannsthal thematisiert dabei erstmals jene Verzweiflung an der Sprache, die sich aus dem Verlust der Herrschaft über die Sprache ergibt, der zugleich den Verlust des gewohnten Verfügens über die «Dinge» bedeutet. Diese Sprachverzweiflung, in der Folge ein Grundthema der literarischen Moderne, führt in Lyrik und Drama zu einem teilweisen Verstummen der Sprache, in der Epik zur Preisgabe der Fiktionalität und zum Rückzug des Epischen auf Sprachreflexion und Sprachexperiment. Beispiele für die beiden Möglichkeiten finden sich in der modernen Literatur, vor allem in jener nach dem Zweiten Weltkrieg, zur Genüge. Sie reichen von der hermetischen Lyrik der fünfziger und sechziger Jahre über das absurde Theater und das Sprechstück bis zur Experimentellen Prosa.

Sprachsubversion als Kritik an einer verfestigten Sprache

Nun bedeutet die moderne Sprachkrise, die Auffassung also, dass sich die «Dinge» und Geschehnisse der Wortwerdung entziehen, für die Sprache

zunächst einmal einen Verlust. Diesem vermeintlichen Verlust steht anderseits aber ein entscheidender Gewinn gegenüber, der für das «Wesen» moderner Dichtung insgesamt noch weit wichtiger ist. Wo die Sprache nämlich nicht mehr «Wirklichkeit» abzubilden hat, wo sie nicht mehr Träger fester Inhalte ist, da ergeben sich für sie neue Gestaltungsmöglichkeiten. Auf zwei Gestaltungsmöglichkeiten, die für moderne Texte besonders typisch sind, soll hier noch kurz eingegangen werden.

Die *erste Möglichkeit* besteht darin, dass sich die Sprache von verfestigten Bedeutungen, von erstarrten Signifikaten befreit, dass sie ihre Zeichen gleichsam erneuert. Es ist ein vielgehörter Vorwurf moderner Autoren an die Vertreter der literarischen Tradition, sie würden die Sprache als ein «sicheres» Vehikel zur Übermittlung angeblich ebenso gesicherter Botschaften verwenden. Dass diese Sprache sich verfestigen, dass sie leer werden, ja missbraucht werden könne, kümmere sie dabei wenig. Der Vorwurf richtet sich vornehmlich an religiös engagierte Autoren, die in ihrer Sprache vielfach immer noch so tun, als ob die «Dinge» ihr sicherer Besitz wären, als ob sich über Gott sprachlich verfügen liesse.

Um die dauernde Gefahr der Sprachverfestigung wissend, fordern die modernen Autoren seit Alfred Döblin, ja teilweise schon seit dem Naturalisten Arno Holz, die Sprengung überkommener sprachlicher Formen, gleichsam die «Unterwanderung» der konventionellen Sprache durch den Gebrauch von Neubildungen – mit dem Ziel, die Kunst wieder unmittelbar ans Leben heranzuführen. Ich habe diese für die Moderne konstitutive Forderung im Buch «Traditionelles und modernes Drama» (Haupt/UTB) als «Sprachsubversion» bezeichnet.

Mit dem Begriff «Sprachsubversion» lässt sich nun in modernen Texten vor allem der Abbau der symbolischen Dimension der Sprache verbinden. Dieser Abbau ergibt sich unter anderem daraus, dass das traditionelle Symbol stark durch kodierte kollektive Muster – so ist etwa die «Rose» fast ausnahmslos ein Symbol der «Liebe» – geprägt ist und damit bis zu einem gewissen Grade zur Sprachverfestigung tendiert. Um einer solchen Sprachverfestigung entgegenzuwirken, gestalten moderne Autoren ihre Texte deshalb nicht mehr so sehr symbolisch, d.h. nach dem Schema Bild-Sinn, sondern bauen zwischen den einzelnen Wörtern und Wortgruppen vielmehr ein ganzes Beziehungsnetz auf, so dass die Texte, etwas abstrakt ausgedrückt, zu eigentlichen Netzwerken von Relationen werden. Besser als alle Theorie vermag dies ein kurzes Beispiel zu zeigen: In einem traditionellen Gedicht lassen sich die einzelnen Bilder symbolisch, also in ihrem vertikalen Bezug (etwa das Bild des »Herbstes» auf die «Zeit des Vergehens» hin) deuten; in einem modernen Gedicht hingegen können wir die Bilder nur verstehen, wenn wir sie paradigmatisch, d.h. als Teile eines ganzen Motivnetzes (beispielsweise in der «Todesfuge» von Paul Celan die Elemente «schwarz», «abends», «schaufeln», «Tanzen», «aschenes Haar» ... als Teile des Motivnetzes «Tod») lesen. Das bedingt freilich die Preisgabe der überkommenen Interpretationspraxis: An die Stelle eines «vertikalen» symbolischen Lesens muss in modernen Texten ein eher «horizontales», paradigmatisches Lesen treten, bei dem weniger die Bedeutung der einzelnen Wörter oder Bilder als vielmehr ihre Funktion im ganzen Beziehungsnetz in den Blick

gefasst wird – eine Forderung, die etwa im traditionellen Literaturunterricht unserer Schulen noch «Zukunftsmusik» ist.
Nach der ersten nun noch die *zweite Möglichkeit*: Wo die Sprache, wie in der Moderne, nicht mehr feste Bedeutungen fingiert, da verlagert sie sich vom sicheren Besitz zum offenen Gebrauch. Während wir sie verwenden, ändert sie sich ständig, und zwar aufgrund der Situation und des sprachlichen Kontextes. Diese Offenheit des Sprachgebrauches führt, wie schon Wittgenstein festgestellt hat, einerseits zur dauernden «Entfremdung» und anderseits zu einer radikalen Vieldeutigkeit der Sprache.
Nun hat die Einsicht, dass die Sprache grundsätzlich vieldeutig ist, vor allem die *moderne* Literatur bestimmt. Zwar ist eine gewisse Vieldeutigkeit durchaus das Kennzeichen aller literarischen Texte. Gerade in traditionellen Texten wird sie aber durch die festen Strukturen, etwa durch das Ausgerichtetsein der Handlung auf einen Helden und auf den Schluss hin, immer wieder eingeschränkt, so dass der Leser mindestens am Schluss eindeutige Wertakzente erkennen kann. In modernen Texten hingegen gibt es keine solche «Eindeutigkeit» mehr. Hier tritt an die Stelle einer vom Autor unmittelbar beabsichtigten Botschaft vermehrt die Freiheit, bedeuten zu lassen, bei der das Moment der Reflexion entscheidend wird. Nicht mehr symbolisch «belehren» soll der Text, sondern sich damit begnügen, Bedeutungsmöglichkeiten zu zeigen, auf sie hinzuweisen. Dies erklärt unter anderem auch die Verwendung des für die Moderne typischen Stilmittels der Montage, das die Kombination unterschiedlichster, ja völlig gegensätzlicher Sprachteile (man denke beispielsweise an Gottfried Benns berühmte Wortmontage «Gamma-Strahlen-Lamm») erlaubt und so dem Text eine neue Art von Offenheit und Mehrdeutigkeit verleiht. Gerade die Montage als Strukturprinzip rückt eine Sprache ins Blickfeld, die nicht mehr ein festes Bedeutungssystem darstellt, bei dem es für den Leser stets eine gesicherte Perspektive gibt, sondern die zu einem offenen, letztlich beliebig variierbaren Prozess wird. Dass eine solche Sprache ein gewaltiges Sinnbildungspotential freisetzt, das es immer wieder neu zu entdecken gilt, dies hat die literarische Moderne, von den Dadaisten bis hin zu den Vertretern der konkreten Poesie, zur Genüge gezeigt.

(Der Text ist die vor allem um zahlreiche Beispiele gekürzte und für eine Lektüre umgearbeitete Fassung des Vortrages, den Mario Andreotti an der sehr gut besuchten SVDS-Veranstaltung vom 29.9.96 in Winterthur gehalten hat.)